

Prof. Dr. Karl Pingéra

Predigt zum Semesterschluss

Marburg, 13.2.2025

Im vergangenen Jahr hat es sich ergeben, dass ich einmal ein Wochenende in Dresden verbringen durfte. Am Sonntag habe ich es mir nicht nehmen lassen, den Hauptgottesdienst in der Frauenkirche zu besuchen. Angezogen wurde ich von der Aussicht auf feierliche Chor- und Orgelmusik in der wohl schönsten Barockkirche, die das evangelische Deutschland aufzubieten hat. Da war ich nicht der einzige. Die Kirche war schon zehn Minuten vor Gottesdienstbeginn rappellvoll, und es waren – dafür hat man als Theologe einen Blick – keine geübten Kirchgeher, sondern Touristen, für die der Besuch in George Bährs architektonischem Meisterwerk ein Teil ihres Besichtigungsprogramms war.

Ab einer bestimmten Lautstärke ist es nun einmal so, dass man Gespräche, die in der Bank hinter einem geführt werden, mit anhören muss, ob man will oder nicht. Kurz vor dem Beginn der Liturgie wurde ich so Zeuge folgenden Wortwechsels:

Sie: „Was ist denn das für ein Dreieck da oben?“

Er: „Du, das habe ich neulich in der Reha gelernt. Da gab es eine Kirchenführung. Das Dreieck ist ein Symbol für die sogenannte ‚Trinität‘.“

Sie: „Aha. Trinität...?“

Er: „Das meint, dass Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist ist.“

Sie: „Ach so, dann ist die Kirche hier katholisch.“

Er: „Nein, die Evangelischen haben ja nicht alles abgeschafft.“

Just an dieser Stelle setzte das machtvolle Orgelvorspiel ein und die Dialogpartner mussten verstummen. Ich gestehe, diesem Grundkurs Religion hätte ich ganz gerne noch eine Weile zugehört. Aber das Wesentliche war ja gesagt worden: Die Evangelischen haben nicht alles abgeschafft.

Ob das stimmt? Man möchte es der evangelischen Kirche jedenfalls wünschen. In dem Gottesdienst in Dresden war es so, dass nach der trinitarischen Eröffnungsformel die Dreiheit von Vater, Sohn und Geist im ganzen weiteren Gottesdienstverlauf nicht wieder auftauchte. Es könnte der Verdacht aufkommen, dass da ein Traditionselement aus der Spätantike zwar noch formelhaft mitgeschleppt wird, es aber schon längst jede innere Prägestkraft verloren hat. Aber vielleicht war die Trinität ja doch anwesend unter der gewaltigen Barockkuppel, nämlich implizit und den Akteuren eher unbewusst. Denn dieser Gottesdienst sprach, wie sollte es anders sein, von der Liebe Gottes zu seinen Geschöpfen. Da war sie, die Trinität.

In der Predigtreihe dieses Semesters habe ich mich bemüht zu zeigen, dass das Bekenntnis zum dreieinigen Gott nichts anderes ist und sein will als die begriffliche Kurzfassung von jenem Grund-satz unseres Glaubens: dass Gott die Liebe ist. Dass Gott in sich selbst immer schon dynamische Beziehung sein müsse, wenn Liebe nichts anderes sein kann als ein Geschehen zwischen Liebendem und Geliebten. Dass Liebe darauf angelegt ist, sich zu

öffnen, dass sie nicht alleine bleiben kann. Dass die Überfülle der Liebe eine ganze Welt mit einem Geschöpf hervorbringt, das fähig ist, dieser Liebe glücklich zu antworten.

Gott ist die Liebe. Nicht erst in der Moderne, sondern schon in der Reformationszeit ist die Frage laut geworden, ob man unbedingt die alten Formeln des 4. Jahrhunderts nachsprechen müsse, wenn man diese Wahrheit aussagen möchte. Müssen tut man das wahrscheinlich nicht. Aber vielleicht gibt es uns zu denken, dass die großen Reformatoren auf die Fortgeltung der altkirchlichen Bekenntnisse durchaus nicht verzichten wollten. Ob wir so viel gescheiter sind als Luther und Co.?

Wichtig wäre ja nur, dass wir den großen Sinnzusammenhang des überlieferten Bekenntnisses verstehen. Es hieße, ein wenig die Patina abzukratzen von den alten Formeln, um dann staunend Spazierengehen zu lernen im Geflecht dieser Aussagereihen, die von einem Gott wissen, der das Leben des Menschen so unbedingt will, dass er selber Mensch geworden ist und mit seinem Geschöpf solidarisch wurde bis in die äußerste Dunkelheit des Todes. Um dann froh und dankbar die Sätze zu umrunden, die vom endgültigen Sieg des Lebens über alle Todesmächte künden. Um dann Mut zu fassen beim Anblick der Verheißung, dass da ein guter Geist am Werk sei, der seit den Prophetentagen mahnt und tröstet, und der seine Kirche auf ihrem Weg durch die Zeit leidlich in der Spur hält, bis endlich alles Unrecht und alles Böse in einem heilvollen und lichten Finale zurechtgebracht und versöhnt werden. Anders gesagt: Um sich einweisen zu lassen in den Grundsatz, dass Gott die Liebe ist.

Dieses Bekenntnis beschließen wir mit dem Wörtchen „Amen“. Es ist eine Bekräftigungsformel, die einem kirchlich halbwegs gebildeten Christenmenschen ohne weiteres über die Lippen kommt. In unserem Gesangbuch gibt es eine Reihe von Liedern, die in ihrer letzten Strophe auf einem feierlichen „Amen“ enden. Die tiefsinnigste Amenstrophe finden wir, was uns nicht überrascht, in einem Lied Martin Luthers. Im Lied „Vater unser im Himmelreich“ werden die Bitten des Herregebets in den einzelnen Strophen dichterisch entfaltet. So auch in der letzten Strophe das Wörtchen „Amen“.

„Amen, das ist: Es werde wahr.
Stärk unsern Glauben immerdar,
auf dass wir ja nicht zweifeln dran,
was wir hiermit gebeten han
auf dein Wort, in dem Namen dein.
So sprechen wir das Amen fein.“

Eben habe ich so leichthin gesagt, was philologisch sicher richtig ist: das „Amen“ sei eine Bekräftigungsformel. Wenn ich „Amen“ sage, unterstreiche ich: „Ja, so ist es richtig.“ „So soll es sein.“ Ganz in diesem Sinne wird das „Amen“ in Luthers Lied freilich nicht interpretiert. Denn auf die Bekräftigung: „Amen, das ist: Es (also das, was wir eben gebetet haben) werde wahr“, folgt postwendend die Bitte: „Stärk unsern Glauben immerdar.“ Und es geht noch weiter: Der Lieddichter bittet Gott darum, dass er den Zweifel beseitigen möge, ob das, was wir gerade gebetet haben, jemals Wirklichkeit werden könne. Offensichtlich gehört diese Bitte zum „Amen“ unbedingt dazu: „Stärk unsern Glauben immerdar, auf dass wir ja nicht zweifeln dran“. Erst danach kann das Lied ausklingen: „auf dein Wort. in dem Namen dein. So sprechen wir das Amen fein.“

So (und nur so) sprechen wir das „Amen fein“, wenn wir darin immer auch die Bitte aufgehoben haben: „Herr, ich glaube. Hilf meinem Unglauben.“ Im neunten Kapitel des Markusevangeliums spricht so der Vater eines furchtbar kranken Kindes. Es ist von einem bösen Geist besessen. Der Vater will es glauben, dass Jesus eine Heilung bewirken kann, die menschlich schier unmöglich erscheint. Und zugleich weiß dieser Vater nur zu gut darum, dass er einen solchen Glauben gar nicht selbst aufbringen kann, dass ein solcher Glaube über eines Menschen Kraft geht. Nur bitten kann er darum, mehr nicht.

„Ich glaube, hilf meinem Unglauben.“ Diese Urgestalt von Glauben richtet sich in der Geschichte von der Heilung des besessenen Knaben nicht auf diese oder jene Glaubensformel. Sie ist in eine existentielle Not hineingesprochen. Sie zeugt von einem inneren Ringen um die Kraft, Gott, der in Jesus am Werke ist, wirklich zu vertrauen. Von diesem Ringen und von dieser Dimension des Glaubens spricht auch die Amenstrophe des Lutherliedes: „Stärk unsern Glauben immerdar, auf das wir ja nicht zweifeln dran, was wir hiermit gebeten an.“ Schon die Bitten des Vaterunsers gehen über unsere Kraft. Wir können nur darum bitten, dass wir darum bitten können. Und so wird auch in das Amen am Ende des Glaubensbekenntnisses jenes Wort „Ich glaube, hilf meinem Unglauben“ eingeschrieben sein. Auch das Bekenntnis zum Gott, der radikal und unvordenklich die Liebe selbst ist, geht über unsere Kraft. Nur bitten können wir darum, dass die Wirklichkeit dieses Gottes nicht verschwindet hinter den Abbrüchen und Enttäuschungen unseres Lebens, den Grausamkeiten und Ausweglosigkeiten des Weltgeschehens. Wir können nur bitten, dass wir aus dem Vertrauen in die Kraft der Liebe unser Leben führen; dass uns der liebende Grund unseres Daseins immer zärtlich umspielt; dass der Glaube, der sich auf die Sätze des Bekenntnisses bezieht, uns hineinführt in das große Vertrauen auf den, von dem diese Sätze in all ihrer Zeitbedingtheit Zeugnis geben.

Das „Amen“ am Ende des Glaubensbekenntnisses hätte dann auch nichts Triumphalistisches an sich. Wir wüssten, dass wir in dieses „Amen“ immer auch unsere Not mit dem Glauben, unsere Ungewissheiten und Ängste, unseren Unglauben hineinlegen dürfen. Wir würden darauf vertrauen, dass die frohe Gewissheit des Glaubens nicht unser Werk ist, sondern dass wir sie wie ein Geschenk aus der liebenden Hand Gottes empfangen. Und deswegen müssten wir auch alle Zwiespältigkeiten und Schwierigkeiten, die wir selber doch immer wieder mit dem Glauben haben, nicht schamhaft verheimlichen.

Ich möchte schließen mit der Erinnerung an einen österreichischen Künstler, den wahrscheinlich nur noch die älteren Semester unter uns kennen, zu denen ich mittlerweile selber gehöre: Otto Schenk, am 9. Januar dieses Jahres im Alter von 94 Jahren verstorben. Er war zu Lebzeiten eine Legende als Schauspieler, Kabarettist, Regisseur und Intendant. In den letzten Lebensjahren war er in einer innigen Freundschaft verbunden mit dem Erzbischof von Salzburg, Franz Lackner. Gemeinsam sind die beiden in Salzburg aufgetreten, um öffentlich über Gott und die Welt zu plaudern. Nach dem Tod von Otto Schenk hat der Erzbischof eine anrührende Pressemitteilung verfasst, in der er den Künstler, den er noch kurz vor dem Tod besucht hatte, so charakterisiert: „Er war weniger ein Mann des Gebets, aber sehr wohl ein Mensch des Segens.“ Weiter hieß es in der Mitteilung: „Das Naheverhältnis von Tragik und Komik, den in gewissem Sinne gemeinsamen Grund von Glaube

und Schauspielerei im Zweifeln und Staunen haben wir oft erläutert.“ Und: „Seinen Rat behalte ich bei mir: *„Sprich das Wort Gott immer mit einem leisen Zweifel aus!“*“